

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes
Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund
Band: 73 (1981)
Heft: 7-8

Artikel: Lebenslauf eines Schreiners
Autor: Vetsch, Andreas / Vetsch-Aggeler, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebenslauf eines Schreiners

Andreas und Emma Vetsch-Aggeler

Auf Anregung des Berner Historikers Professor Erich Gruner hat der SGB Ende 1980 Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter zum Schreiben ihrer Erlebnisse aufgefordert. Mit solchen persönlichen Erinnerungen und Autobiographien soll die übliche Geschichtsschreibung durch erlebte Schicksale von Einzelmenschen – mit dem Schwerpunkt Arbeitswelt samt sozialem Umfeld – ergänzt und bereichert werden. Der Aufruf des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes hat kein überwältigendes Echo ausgelöst. Immerhin hat das SGB-Sekretariat einige «Lebensberichte» erhalten. Zu den eingereichten Arbeiten gehört auch dieser «Lebenslauf eines Schreiners». Frau Emma Vetsch hat diesen Lebenslauf nach Erzählungen ihres Mannes niedergeschrieben. So ist eine echte und eindruckliche Gemeinschaftsarbeit zustande gekommen.

Geboren wurde ich am 4. Juni 1911 im alten Städtchen Werdenberg, das zwischen Grabs und Buchs im St. Galler Rheintal liegt und zur Gemeinde Grabs gehört. Genannt wurde ich Andreas Vetsch.

Da es in Grabs Hunderte mit Namen Vetsch gab, hatte jede Familie einen Beinamen. Wir wurden «Salzmanns» genannt, da ein Vorfahre in früheren Zeiten einmal den Salzhandel in der Gemeinde unter sich hatte. – Ich hatte drei Brüder, jeder ein Jahr vom andern getrennt, später kam noch eine Schwester dazu. Mein Vater war ein Schifflisticker.

Meine erste Erinnerung zurück war, dass mein Vater selten zu Hause war. Das war im Ersten Weltkrieg, damals mussten wir schmal durch. Doch zu essen hatten wir immer, wenn es auch nur Kartoffeln, Maisbrot und Polenta war. Mais und Kartoffeln pflanzten wir selber. Zu unserem Haus im Städtli gehörte eine kleine steile Halde, die gegen das Schloss Werdenberg anstieg. Da wuchsen einige Obstbäume. Dort hielten wir auch Hühner und Kaninchen. Unser Morgenessen war damals eine Schüssel Kaffee mit eingebrocktem Tügggenbrot und Sauerkäse, dazu noch Dörrbirnen. Sauerkäse ist ein Magerkäse, der auch heute noch in den Grabseralpen hergestellt wird. Mittags gab's Riebel aus Maismehl oder Polenta, auch einmal Gemüse mit Kartoffeln und dazu, sehr selten, Würste, wovon wir Buben ein paar Rädli bekamen. Auf einen Festtag hin wurde manchmal ein Kaninchen geschlachtet. Legten die Hühner, gab's auch ein Ei. Angezogen waren wir sauber und ganz, wie man damals sagte. Im Winter trugen wir Holzschuhe, die der Vater noch mit Nägeln versah. Auf dem Laubsack, gefüllt mit Buchenlaub, liess es sich herrlich schlafen, besonders wenn in der Mitte eine tiefe Mulde war. Jeden Herbst wurden die Säcke frisch gefüllt. Das war für uns eine Freude, wenn der Föhn durchs Tal brauste und das Laub durch die Luft segelte. Dann zog man in den Buchwald und sammelte das dürre Laub.

1917 kam ich in die Schule, die auch im Städtli war. Freizeitprobleme gab es für uns nicht, denn wir mussten arbeiten. Unsere Mutter machte

Heimarbeit, bei der wir auch mithalfen. Sie schnitt Stickereispitzen aus dem Stoff aus. Spitzen, die damals für Wäschebesatz Mode waren. Daneben mussten wir natürlich auf dem Acker helfen; wir pflanzten eine Menge Kartoffeln und Mais an. Das Rheintal hat ja ein Klima, das auch Essmais reifen lässt. Auch Brennholz musste gesammelt werden, wir hatten ja den Wald in der Nähe. Es gab auch Spass für uns, nicht nur Arbeit. Zum Beispiel das Schlittschuhlaufen. Der Werdenbergersee war oft wochenlang zugefroren, da tummelten wir uns auf dem Eis. Im Städtchen hatten alle Schlittschuhe zum Anschrauben an den Schuhen. So gingen die Schuljahre dahin.

Ein grosses Ereignis gab es 1927, der Dambruch des Rheins. Bei Buchs durchbrach der Rhein infolge anhaltender Regenfälle den Damm und überflutete das Liechtenstein von Schaan bis Ruggell, wo das Wasser wieder in den Rhein zurückfloss.

Im gleichen Jahr kam ich aus der Schule und zu einem Weinbauern nach Maienfeld, als Knechtli, bis zu meiner Konfirmation. Dort ging es mir gut. Der Bauer hatte einen Sohn in meinem Alter, mit dem ich gut Freund wurde. Das Wichtigste für mich: es gab gut und genug zu essen! Da staunte ich, wenn ein ganzer Schinken auf den Tisch kam. Nach einem Jahr kehrte ich nach Hause zurück. Für den Sommer kam ich zu einem Landwirt nach Buchs. Dieser hatte ein Pferd und führte allerlei Fuhren aus. Das tat ich sehr gerne, denn ich liebte Pferde.

Mein Vater suchte immer noch eine Lehrstelle für mich. Am liebsten wäre ich Schuster geworden. Mein um zwei Jahre älterer Bruder war in einer Schreinerlehre in Buchs, dort konnte ich im Januar 1929 auch anfangen. Der Lehrmeister war ein sehr guter Schreiner, dort lernte ich exakt arbeiten. Wir machten sehr viele schöne Möbel, hochglanzpoliert, wie es damals Mode war. Auch auf dem Bau gab es viel zu lernen. Die Lehre dauerte 3½ Jahre. Nach dem ersten Halbjahr bekam ich 5 Franken pro 14 Tage, erst im letzten Halbjahr Lohn nach Leistung, das war damals 70 Rappen in der Stunde.

Noch während der Lehrzeit machte ich die Rekrutenschule. Die Lehrabschlussprüfung musste ich in Rorschach ablegen. Die Aufgabe war eine Kommode in Eiche furniert. Seitenteile bekam ich fertig verleimt, musste absperren und furnieren und alles von Hand verputzen. Die Schubladen mit einer Faustsäge aussägen (was ich noch nie gemacht hatte!), hobeln und zusammenbauen. Eine Maschine bekam ich nicht zu sehen!

Damals war es üblich, dass man Kost und Logis am Prüfungsort bekam. Dieser Mann war ein sehr frommer Christ, einen Protestanten wünschte er nicht an seinem Tisch. Das Essen wurde mir in einem andern Raum hingestellt. Doch die Prüfung war bestanden. Wenn ich nur schon Arbeit hätte! Ich wollte endlich Geld verdienen! Kurz entschlossen setzte ich mich aufs Velo und fuhr drei Tage lang von Schreinerei zu Schreinerei, durchs Bündnerland. Aber jeder Meister sagte mir das gleiche und wünschte mir Glück. Mancher drückte mir einen Zweifränkler in die

Hand. Wieder daheim wurde in der Zeitung ein Schreiner gesucht. Ich meldete mich sofort. Am nächsten Tag konnte ich in Oberriet anfangen, 5 Franken im Tag und Kost und Logis. Da blieb ich, bis mein Bruder daheim eine Stelle für mich hatte. Stundenlohn 80 Rapperi. Dort hatte ich fünf Jahre Arbeit.

Wenn unsere grösste Sorge in diesen Krisenjahren Arbeit und Auskommen war, so freuten wir uns doch unseres Lebens. Sobald ich verdienen konnte, hatte ich mir gebrauchte Ski gekauft und trainierte eifrig. Um eine Renn-Lizenz zu bekommen, trat ich in den Ski-Club Grabs ein. Am 5. Februar 1933 fuhr ich mein erstes Parsenn-Derby und andere Rennen folgten. Im Jahr 1934 gewann ich die Kombination im St. Galler Oberländer Verbandsrennen. Und zwar Abfahrt im 1. Rang, Langlauf 5. Rang und Slalom im 3. Rang.

Im Sommer gingen meine Kameraden und ich in die Berge und lernten auch klettern. Aber beim ersten Schnee waren wir wieder auf den Brettern. Dabei ging es fröhlich zu. Wir Brüder hatten vom Vater Mundharmonikaspielen gelernt und hatten eine in der Tasche. Da wurde dann gesungen und getanzt. Da war auch ein Mädchen, aus dem Städtli wie wir, auch sportbegeistert wie wir, das wurde meine Freundin. Wir waren jung und verliebt und voll Lebensfreude. War ich früher nicht unbedingt der Erste, der heim gehen wollte, so zog es mich nun nach Hause, was mir natürlich den Spott meiner Kameraden einbrachte. Sie nannten mich nun den «Heimweh-Dres». Doch einer nach dem andern brachte nun ein Mädchen mit. Wir hatten kein Geld, doch das Leben war schön!

Diese Freundschaften haben ein Leben lang gehalten, oft tauschen wir Erinnerungen aus. Aber die Krise wurde immer schlimmer, 1938 war ich wieder ohne Arbeit. Doch dann konnte ich bei der Spedition Welti-Furrer aushelfen. Ich musste Eisenbahnwagen umladen, vielfach auch in Feldkirch in Österreich. So war ich über der Grenze, als im Herbst 1938 die Hitlertruppen in Österreich einmarschierten. Das war ein unbeschreiblicher Jubel, kein Mensch arbeitete, und überall sah man das Hakenkreuz. Nur die Älteren waren still, sie glaubten nicht recht an das Heil, das nun kommen sollte. Zum Glück war ich per Velo über die Grenze, denn auch Züge fuhren keine mehr. Wie froh war ich, wieder daheim zu sein!

Im Winter konnte ich einige Zeit in Gams arbeiten. Damals mit 90 Rappen Stundenlohn. Im Sommer 1939 bis zur Mobilmachung fuhr ich jeden Morgen nach Trübbach, natürlich per Velo. Dort arbeitete ich in einem Baugeschäft. Lohn 1.05 Fr. Am 2. November musste ich einrücken und wurde am 9. Dezember entlassen. Und nun musste ich stempeln gehen. Im Februar 1940 brach ich ein Bein beim Skifahren, ich war arbeitslos und nicht versichert. Damals war ich sehr froh, dass ich in einem Verband war. Eingetreten in den Bau- und Holzarbeiterverband war ich 1932. Nun bezahlte mir der Verband ein Taggeld aus und die Krankenkasse übernahm die Spitalkosten. Als ich wieder auf den Beinen war, schreinernte ich in der Werkstatt meines Bruders unser Schlafzimmer. Wieder voll arbeitsfähig, bekam ich in einer Möbelhandlung in Buchs eine Stelle.

Dort war eine Schreiner- und Polsterwerkstatt dabei. Der Arbeitgeber war sehr gut und es gab schöne Arbeit. Vorwiegend waren Möbel nach Extramassen zu machen. Ich konnte ganz selbständig arbeiten, auch Material bestellen und natürlich Kosten berechnen.

Inzwischen war ich 29 geworden und wollte endlich heiraten. Meine Brüder waren schon ausgezogen, daher musste ich meinen ganzen Lohn abgeben, weil mein Vater auch viel arbeitslos war. Zum Glück konnte meine Freundin eine Aussteuer zusammensparen. Am 13. Juli 1940 wollten wir heiraten. Den letzten Zahltag von 150 Franken konnte ich behalten, das gab gerade ein Kleid. Für alles andere kam meine Frau auf. Unser Hochzeitstag war ein glasklarer Föhnstag, die Berge zum Greifen nah, wie es nur im Rheintal sein kann. Nie vergessen haben wir die Traupredigt. Wir waren nicht gerade die besten «Kunden» in der Kirche, doch der Pfarrer schien das zu verstehen. Er sagte uns: «Wenn ihr auf einen Berg steigt, braucht es Willen, Anstrengung und Ausdauer, bis ihr die Gipfelrast geniessen könnt; so ist es auch in der Ehe.» Wir haben das beherzigt und eine gute Ehe geführt. Nach der Hochzeit hatte meine Frau noch 140 Franken auf der Bank; das war für uns eine grosse Beruhigung, noch etwas «hinter dem Rücken» zu haben.

Zwei Tage nach der Hochzeit musste ich einrücken. Meine Frau bekam nun 2.90 Fr. Ausgleich im Tag. Sie hatte Nähen gelernt und konnte dazu verdienen. Wohnen konnten wir bei der Schwiegermutter, die Witwe war und 70 Jahre alt. Mit ihr verstand ich mich gut. Im Militär war ich bei der Gebirgsbrigade 12 eingeteilt und lernte während des Krieges die ganze Schweiz kennen.

1943 kamen unsere Zwillinge auf die Welt, drei Jahre später noch ein Mädchen. Ich liebte die Kinder sehr und hatte grosse Freude an ihnen. Mit unseren drei Kindern hatten wir zu wenig Platz bei der Schwiegermutter. Der Traum vom eigenen Häuschen rückte wieder in den Vordergrund. Wir hatten all diese Jahre gespart, jetzt bekam meine Frau noch eine Lebensversicherung ausbezahlt, die den Grundstock für ein Häuschen gab. Wir erkundigten uns bei der Bank, wieviel Kredit wir bekommen könnten. Es war uns möglich, ohne Bürgen zu bauen. Wir liessen Pläne machen und kauften einen Bauplatz inmitten von Wiesen und Bäumen. Manchmal hatten wir direkt Angst vor unserem Mut. Man wusste nicht, wie lange man Arbeit hatte. Doch es ging alles gut. Wir arbeiteten sehr viel daran mit. Der Architekt bot mir an, die Bauleitung selber zu übernehmen, was ich tat und damit 1000 Franken ersparte. Es wurde ein einfaches Haus, wir hatten 5 Zimmer, Zentralheizung und eine Werkstatt für mich. Preis des Ganzen: 32 000 Franken. Einige Jahre später kam es in meiner Firma zum Konkurs, und wieder musste ich auf Arbeitssuche. In einer Zimmerei konnte ich anfangen. Mit 2.70 Fr. Lohn im Jahre 1954. Doch bald merkte ich, dass dort nicht alles stimmte. Der Meister war freundlich zu den Kunden, die Arbeiter machte er fertig. Niemand hielt es lange aus bei ihm. Doch ich hatte eine Familie und glaubte ausharren zu müssen. Eines Tages, als wieder Sturm war, klappte

ich einfach zusammen, alles drehte sich um mich und die Wände kamen auf mich zu. Ich wusste kaum, wie ich nach Hause kam. Als der Arzt kam, stellte es sich heraus, dass ich nur noch 80 Blutdruck hatte, ohne organischen Befund. Er wollte dann von meiner Frau wissen, was hier los sei. Als sie ihm von meinen Schwierigkeiten am Arbeitsplatz erzählte, empfahl er sofortige Kündigung. Was ich dann auch tat. Der Zimmermeister besuchte mich darauf und versprach mir goldene Berge, wenn ich bleiben würde, aber ich blieb dabei.

Nun fragte ich bei der Skifabrik Schwendener nach Arbeit, die ich auch bekam. Dort blieb ich 19 Jahre bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1976. Im Sommer konnte ich Schreinerarbeiten in der Fabrik oder in den Häusern der Firma machen. Einen ganzen Sommer konnte ich im Ferienhaus des Chefs, hoch über dem Rheintal, arbeiten; das war ganz nach meinem Geschmack. Herbst und Winter war ich auch in der Skifabrikation beschäftigt, was ich sehr gerne tat, da ich grosses Interesse daran hatte. Die Behandlung war sehr gut, obwohl Gewerkschafter nicht gerne gesehen wurden. Doch ich war gewohnt, exakt und fleissig zu arbeiten, was auch anerkannt wurde. Leider bekam mir der feine Schleifstaub nicht gut, ich erkrankte an Bronchialasthma. Das war eine schwere Zeit. Als keine Medikamente halfen, empfahl mir der Arzt, den Beruf zu wechseln, was mir jedoch gar nicht gefiel, war ich doch damals schon über 60. Von einem Bekannten erfuhr ich von einem Spezialarzt in Zürich, Dr. Stöckli, an den ich mich dann wandte. Und er konnte mir helfen.

Immer war ich stolz, dass ich als alter Schreiner noch alle Finger hatte. Das änderte sich am längsten Tag im 1963. Mit der rechten Hand geriet ich in eine Maschine, und es wurden mir drei Finger abgerissen. Nur Daumen und Kleinfinger blieben mir. Da glaubte ich, für mich sei alles zu Ende. Doch wir waren eine glückliche Familie, das half mir sehr viel, und die Kinder brauchten einen fröhlichen Vater. Zwei Monate später war ich wieder bei der Arbeit, jetzt aber in der Reparaturwerkstätte. Ich lernte nicht links arbeiten. Die zwei Finger der rechten Hand wurden mit der Zeit so stark und gelenkig, dass ich jedes Werkzeug damit halten konnte. Nur mit dem Schreiben war es schlimm. Die Konkordia Grabs kaufte für mich ein Instrument, das ich links bedienen konnte, so dass ich auch weiterhin Musik machen konnte. Natürlich bekam ich eine SUVA-Rente. Der Arbeitgeber war so nobel und zog die Rente nicht vom Lohn ab.

Inzwischen waren die Kinder gross, jedes erlernte einen guten Beruf und später Fremdsprachen. Wir hatten immer ein gutes Verhältnis zu ihnen. Bei uns zu Hause wurde musiziert und gesungen. Auch für Bücher hatten wir immer Geld, denn sie waren für uns ja das Tor in die Ferne und zu anderen Ländern und Menschen. Reisen waren in jener Zeit ja nicht möglich.

Wenn wir auch sparsam lebten, gegessen haben wir immer gut, denn wir mussten ja arbeiten und gesund bleiben. Auch gekleidet waren wir gut, denn meine Frau konnte ja für sich und die Kinder alles selber machen.

In diesen Jahren gab ich den Sport weitgehend auf, denn die Familie hatte den Vorrang. Am Sonntag zog die ganze Familie los in die Berge, die die Kinder liebten. Skifahren konnten alle sehr gut.

Als wir wieder allein waren, konnten wir auch Ersparnisse fürs Alter machen. Auch waren jetzt Ferien möglich und etwa eine Reise. Schon sind fast fünf Jahre seit der Pensionierung vergangen. Langeweile kennen wir nicht, im Gegenteil, die Wochen haben zu wenig Tage für uns. Wir zwei gehen jede Woche einmal schwimmen. Im Sommer auf Bergwanderungen, auch fahren wir viel Velo. Dann gibt es im und ums Haus immer etwas zu tun. Auch mehr Zeit zum Lesen haben wir jetzt, und natürlich fahren wir im Winter Ski. In meiner Werkstatt mache ich auch allerlei, z. B. Kurzski für mich und meine Kameraden, aus alten Skis. Die benutzen wir auf Frühlingstouren anstatt Firngleiter.

Als Rentner kam ich noch auf den Piz Palü und Bernina und den berühmten Biancograt. Mein Schwiegersohn und sein Kamerad nahmen mich ans Seil. Als 68jähriger hatte ich noch die Kondition, diese schwere Tour zu machen. Wir sind glücklich und zufrieden, ohne finanzielle Sorgen in unserem Häuschen leben zu können. Im Rückblick war es ein schönes Leben, und der Einsatz hat sich gelohnt.